

Corinna Kastner

Das Erbe von Ragusa

Roman



*Für Louise mit Dank –
du weißt, weshalb ...*

»Wer das Paradies auf Erden sucht,
soll nach Dubrovnik kommen!«

George Bernard Shaw

Liebe Leserin, lieber Leser,

sicher kennen Sie Dubrovnik, die zauberhaft Stadt an der kroatischen Adriaküste. Aber wussten Sie auch, dass sie erst seit Ende des Ersten Weltkrieges so heißt? Ursprünglich war ihr Name Ragusa – in ferner Vergangenheit eine mächtige Stadtrepublik, die problemlos mit Venedig konkurrieren konnte. Handel wurde getrieben, große Schiffe trugen ihre Waren überallhin und brachten aus fernen Ländern wieder andere mit nach Hause. Ragusa war reich an Kirchen und Klöstern, die auch heute noch beeindruckend – das Kloster der Fanziskaner beherbergt eine der ältesten Apotheken Europas. Diese Apotheke war es, die mich inspirierte zur Legende um Mirjana – der Hexe von Ragusa.

Von Mirjana ahnt Nella noch nichts, als sie im Nachlass ihrer Mutter eine geheimnisvolle Perlenkette findet. Sie spürt die Perlen unter ihren Fingern vibrieren, und sie sieht, wie sich ein fremdes Gesicht über ihres legt, wenn sie sich im Spiegel betrachtet. Doch bald wird sie weit mehr sehen: Das Ragusa des 16. Jahrhunderts erhebt sich vor ihren Augen. Nella gerät in den Bann von Menschen, die in ihrer Zeit längst tot und begraben sind, sie sieht und fühlt, was sie nie für möglich gehalten hätte. Nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart, in der ihr der äußerst attraktive Antiquitätenhändler Safet weder aus dem Kopf geht noch aus dem Herzen zu reißen ist.

Folgen Sie den beiden zuerst nach Dubrovnik und dann nach Ragusa, lassen Sie sich verzaubern von einer Hexe, von kostbaren Perlen und von der atemberaubenden Landschaft Kroatiens.

Viel Vergnügen beim Lesen – und vielleicht planen Sie ja Ihren nächsten Urlaub in Dubrovnik!

Herzliche Grüße

Corinna

Kastner

Vorspiel

Er lief. Seine Füße flogen über den Boden, so schnell, dass sie die Erde kaum zu berühren schienen. Die Bäume und Büsche links und rechts von ihm hatten keine scharfen Konturen, sie verwischten am Rande seines Blickfeldes. Sein Keuchen dröhnte ihm in den Ohren.

Hin und wieder machte er einen großen Satz über eine Baumwurzel oder ein anderes Hindernis, ängstlich darauf bedacht, nicht zu stolpern und hinzufallen, denn er wusste, würde das geschehen, wäre er verloren.

Er hörte sie hinter sich, hörte ihre Stimmen und ihre Rufe, und er betete zum Herrn, dass Er ihm helfen möge, obwohl er nur zu gut wusste, wie selbstgerecht er gewesen war. Eine Sünde, die Gott schwer verzieh. Wie konnte er also wagen zu beten? Der Herr strafte Seine Kinder, wenn sie die Gerechtigkeit selbst in die Hände nahmen, statt auf Ihn zu vertrauen und auf den Tag des Jüngsten Gerichtes.

Jetzt war es zu spät zu bereuen – und eigentlich bereute er auch nichts.

Die Stimmen wurden lauter, kamen näher, gefährlich nahe. Im Laufen drehte er sich halb um und erhaschte einen Blick auf die Gestalt, die ihm am nächsten war. Hätte er nur den Mut stehen zu bleiben, sich ihr entgegenzustellen und ihr von Angesicht zu Angesicht zu sagen, was er stattdessen anderen berichtet hatte. Doch er war nicht mutig. Er lief.

»Da vorn, seht!«, rief einer der Verfolger. »Dort läuft er!«

»Er darf uns nicht entkommen!«, erscholl die Antwort.

Dann geschah das Unglück. Er fiel über eine Wurzel, strauchelte, wild ruderten seine Arme über seinem Kopf, schließlich landete er mit dem Gesicht auf der weichen, feuchten Erde, die er in Mund und Nase bekam, weil er panisch nach Luft rang. Er spuckte den Dreck aus und versuchte, sich zugleich aufzurappeln, dabei hörte er viel zu dicht hinter sich einen frohlockenden Ausruf.

»Hab ich dich, du Lump!«

Und tatsächlich, er spürte eine Hand, die ihm am Nacken packte und hochzerrte, eine vom Laufen gerötete und zugleich vor Genugtuung verzerrte Fratze starrte ihn an.

»Hast geglaubt, du könntest uns entwischen, was? Nicht mit mir!«

Der andere kam erst jetzt heran, ihm war die Verfolgung scheinbar schwerer geworden. »Er ist gefasst, dem Herrn sei's gedankt!«

»Was glaubst du wohl, was wir mit dir tun zum Dank für das, was du angerichtet hast?«, fragte der Erste.

Die Antwort bestand nur aus angstgeweiteten Augen und heftigem Zittern.

»Warum plötzlich um Worte verlegen? Zuvor warst du weniger verschwiegen!«

Das Lachen klang erbarmungslos, und er wusste, er brauchte nicht um Gnade zu bitten. Sie würde ihm nicht gewährt, um keinen Preis der Welt. Nun, dann war dies das Ende seines Lebens, so würde er ihr in den Tod folgen, wenn ihm auch Hölle oder Fegefeuer für seine Sünden bestimmt waren statt des Paradieses.

Er hörte auf zu zittern und wurde ganz ruhig.

»Was ist los?«, fragte der Mann, der ihn noch immer festhielt und mit seinem Blick aufzuspießen schien. »Ist deine Furcht dermaßen groß, dass sie dich lähmt? Recht so, dann haben wir es leichter mit dir. Und sei gewiss, dein Entsetzen ist begründet.«

»Tut mit mir, was Ihr wollt«, antwortete er und schwor bei sich, kein weiteres Wort mehr über seine Lippen dringen zu lassen. Sein letzter Satz – gerichtet an einen Menschen, den er in diesem Augenblick weit mehr verachtete als fürchtete, denn auch sein Peiniger würde dereinst in der Hölle schmoren.

»Was tun wir mit ihm?«, fragte der zweite Mann, der allmählich wieder zu Atem kam.

»Was schon? Dieser Platz ist ebenso gut wieder jeder andere!«

»Ihr wollt gleich hier ...?«

»Wo sonst? Danach werden wir dasselbe tun, was unser Freund hier so trefflich verstand: verbreiten, was geschehen ist!«

Erster Teil

1.

Es fiel mir schwer, mich loszureißen. Niemand war noch hier außer den Totengräbern, die in einiger Entfernung warteten, bis ich gehen würde, damit sie endlich mit ihrer Arbeit beginnen konnten. Ich bemühte mich, die Männer mit den berufsmäßigen Leidensmienen aus meinem Bewusstsein zu verbannen, und sah hinab in das Grab mit dem hellen Eichensarg, auf dem sich Erde und einzelne Blumen türmten. Noch immer hielt ich meine weiße Rose in den Händen.

Hinter mir hörte ich einen der Totengräber leise murmeln. Es war mit Sicherheit nicht die einzige Beerdigung, auf der sie heute zu tun hatten. Mit einem Seufzer ließ ich die Rose ins Grab fallen. Das dumpfe Geräusch des Aufpralls auf dem Sarg blieb mir erspart, weil sie auf einem kleinen Haufen Erde landete.

»Tschüss, Mama«, flüsterte ich, dann drehte ich mich langsam um und schritt an den zahllosen Gräbern entlang, auf dessen Steinen Namen und Daten standen, die mir weder etwas sagten noch etwas bedeuteten. Ich achtete nicht mal darauf, folgte nur dem Weg, schaute weder nach oben noch nach links oder rechts. Erst als ich an die Weggabelung kam, hob ich den Kopf. Der Engesohder Friedhof war riesig, man konnte sich leicht verlaufen zwischen all den Grabreihen und Alleen. Genauso gut konnte man an einem schönen Tag wie diesem, an dem die Sonne von einem strahlendblauen Mai-Himmel schien, einen ausgedehnten Spaziergang machen und die Grabstätten mit den verschiedensten fein gemeißelten Figuren bewundern oder die jener altehrwürdigen Familien, die sich vor langer Zeit ein kleines Mausoleum hatten leisten können.

Heute war mir nicht nach einem Spaziergang. Außerdem warteten Verwandte und Freunde meiner Mutter sicher schon auf mich. Ich hasste den Gedanken, zu dem üblichen Kaffeetrinken aufzutauchen, und hätte mich stattdessen lieber in meiner Wohnung eingegelt und vergraben. Unwillkürlich verzogen sich meine Mundwinkel bei der ausgesprochen passenden, aber unbeabsichtigten Assoziation.

Das beeindruckende Tor des Friedhofs kam langsam in Sicht und wurde mit jedem Schritt größer. Es bestand aus rotem und gelbem Sandstein, und zu beiden Seiten des Eingangs verlief eine Mauer mit uralten Grabplatten. Kurz bevor ich es durchschritt, wandte ich mich noch

einmal um und schaute zurück. Von hier konnte ich den inzwischen vermutlich aufgeschütteten und mit Kränzen und Sträußen überdeckten Grabhügel meiner Mutter nicht sehen, mein Blick fiel nur auf einen steinernen Engel mit weit ausgebreiteten Flügeln. Während der Beerdigung hatte ich nicht geweint, doch jetzt schien es plötzlich aus mir herausbrechen zu wollen. Bevor es soweit kam, schluckte ich den Kloß in meinem Hals herunter und trat auf die Straße. Hier hatte die wirkliche Welt mich wieder. Vor dem Friedhof wurde ein Baugelände erschlossen, eine große Betonwand hing an einem der Kräne und schwebte wie von Geisterhand beflügelt durch die Luft.

Ich schaute die Straße hinauf in die Richtung, in der mein Wagen geparkt stand, und wollte gerade meinen Schlüssel aus der Tasche fischen, als mein Blick auf ein anderes Auto fiel und ich mitten in der Bewegung innehielt. Der schwarze BMW glänzte in der Sonne, wahrscheinlich war er so gut gewachst, dass jeder Regentropfen einzeln davon abgeperlt wäre. Doch das nahm ich nur am Rande wahr. Der Mann, der gerade eben noch lässig an der Motorhaube gelehnt hatte, sah mich fast im selben Moment wie ich ihn. Er stieß sich vom Heck ab und kam langsam auf mich zu. Wie konnte er es wagen, hier aufzutauchen?

Ich sollte auf dem Absatz kehrtmachen und ihn mitten auf der Straße stehen lassen, sagte ich mir. Aber meine Beine verweigerten den Dienst, meine Füße hafteten wie festgefroren auf dem Asphalt.

Es trug einen schwarzen Anzug, der zweifellos maßgeschneidert war und ein Vermögen gekostet hatte – unter einem Designerstück fing ein Mann wie Henning Laurenz erst gar nicht an.

»Nella«, sagte er, als ihn nur noch ein kleines Stück von mir trennte.

Ich wich einen Schritt zurück, erleichtert, dass ich dazu endlich fähig war.

Er reagierte sofort und versuchte nicht, mir noch näherzukommen. »Ich weiß, es muss dir schwerfallen, mir zu glauben. Aber es tut mir leid. Ehrlich.«

Dieses Wort aus seinem Mund zu hören, schien mir wie purer Hohn. Es war mit Sicherheit sehr lange her, dass Henning Laurenz irgendetwas ehrlich empfunden hatte. Für ihn gab es nur zwei wirklich wichtige Dinge: Erfolg und Ansehen. Drei, korrigierte ich mich. Reichtum gehörte auch dazu, in Form von Geld oder anderen Dingen.

»Was willst du?«, fragte ich, ein Zittern in meiner Stimme unterdrückend.

»Nichts«, gab er zurück. »Nur sagen, dass es mir leidtut. Immerhin war Sonja auch mal ein Teil meines Lebens. Wir haben viele Jahre miteinander geteilt, auch wenn es so unschön geendet hat.«

»Unschön?«, wiederholte ich. »Das dürfte die Untertreibung des Jahrhunderts sein. Wenn ich gewusst hätte, dass du auf der Beerdigung bist, hätte ich dich aus der Kapelle werfen lassen.« Mit einem Gesichtsausdruck, den mein Vater vermutlich für trauerumflort hielt, sah er mich an. »Warum musst du so feindselig sein? Ich habe Fehler gemacht, das ist mir bewusst. Aber können wir uns nicht zusammensetzen und darüber reden wie erwachsene Menschen? Ich bin sicher, Sonja hätte das auch gewollt.«

Das gab mir den Rest. »Wie kannst du dir anmaßen zu wissen, was Mama gedacht hat?«, fauchte ich. »Dich hat seit Jahren nicht mehr geschert, was in ihr vorging. Du musstest sie ja im Stich lassen, als sie dich am nötigsten gebraucht hätte, nur weil eine Frau mit einer amputierten Brust plötzlich nicht mehr in deine heile Erfolgswelt passte.«

»Nella, das ist nicht die ganze Geschichte«, widersprach mein Vater und ging doch wieder auf mich zu. Gleichzeitig wich ich weiter zurück, bis ich mit dem Rücken an der hohen Friedhofsmauer stand.

»Nein, natürlich nicht. Die ganze Geschichte, wie du das zu nennen beliebst, fing schon viel früher an. Als du nämlich fandest, dass Mama langsam zu alt wurde. Da hast du dich unter deinen Mitarbeiterinnen umgesehen, die du eine nach der anderen in dein Bett gezerrt hast. Denk bloß nicht, ich hätte das nicht mitgekriegt. Du hast dir wenig Mühe gegeben, diskret zu sein. Mama hat ausgehalten, weil sie dachte, du würdest früher oder später zur Vernunft kommen, aber dann hast du sie endgültig fallen lassen, als sie nicht mehr perfekt funktionierte. Und das hat ihr den Lebenswillen genommen.«

Meine Stimme war immer lauter geworden. Ich war wütend und traurig zugleich und hätte in diesem Moment meinen eigenen Vater liebend gern in die riesige Baugrube gegenüber gestoßen, nur um zu sehen, wie seine blitzsaubere Fassade genauso schmutzig wurde, wie er innen schon lange war. »Geh zum Teufel und lauf mir nie wieder über den Weg.«

Damit schob ich ihn zur Seite und hastete auf meinen kleinen blauen Renault zu. Aus den Augenwinkeln bekam ich mit, dass aus dem Wagen meines Vaters eine Frau ausstieg, die ihm entgegensah. Ich sollte sie warnen, schoss es mir durch den Kopf, dass er sie wegwerfen würde wie die anderen vor ihr, wenn er genug von ihr hatte. Aber das musste sie schon allein herausfinden. Alt genug dazu war sie wohl, was sie immerhin von ihren Vorgängerinnen unterschied. Trotz ihrer roten Lockenpracht schien sie nur etwa zehn Jahre jünger zu sein als mein Vater.

Ich stieg in den Wagen, gab Gas und fuhr absichtlich durch eine große Pfütze, so dass der dunkle Schlamm ans Heck des Mercedes spritzte.

Erst als ich am Abend im Bett lag und den Tag noch mal Revue passieren ließ, kam ich dazu, mich zu fragen, weshalb Henning Laurenz tatsächlich auf der Beerdigung aufgekreuzt war. Nur um sein Beileid zu bekunden und mit mir Frieden zu schließen, kam mir unglaublich vor, dazu kannte ich ihn zu gut. Wenn das also nicht der Grund war – was war es dann?

2.

Während der nächsten Tage bemühte ich mich, das überraschende und vor allem unerfreuliche Wiedersehen mit meinem Vater zu verdrängen. Zumindest tagsüber gelang mir das einigermaßen, weil mich mein Job als Assistentin in Christian van Laaks Gemäldegalerie reichlich auf Trab hielt. Christian handelte nach der Devise, Arbeit sei die beste Medizin, und damit hatte er in diesem Fall wohl auch recht. Die Stelle hatte ich vor drei Jahren ergattert, indem ich Nachfolgerin einer Freundin wurde, die damals mit ihrem Mann nach Süddeutschland gezogen war. Ihr Abschiedsgeschenk bestand darin, mich van Laak zu empfehlen, und nachdem er meine Referenzen geprüft und meinen Abschluss in Kunstgeschichte für gut befunden hatte, stellte er mich ein.

Als meine Mutter starb, waren wir gerade mitten in den Vorbereitungen für eine neue Ausstellung, deshalb lag selbst ein kurzer Urlaub nicht drin. Das wiederum bedeutete, dass ich jede freie Minute dazu nutzen musste, ihre Wohnung aufzulösen. Das war keine leichte Aufgabe, besonders weil ich nicht alles aufbewahren konnte, an dem ihr Herz gehangen hatte. So vieles wanderte in den Sperrmüll oder wurde verkauft, oft war ich dabei den Tränen nahe. Wenn in diesen ziemlich kritischen Momenten dann noch mein Handy klingelte, lagen meine Nerven blank, weil ich zuerst immer noch befürchtete, die Stimme meines Vaters zu hören. Doch er verhielt sich still und machte keinerlei Versuch, mit mir in Verbindung zu treten. Nach einer Woche kam ich widerwillig zu dem Schluss, dass ich ihm möglicherweise unrecht getan und er auf der Beerdigung seiner Ex-Frau einfach nur Abschied hatte nehmen wollen.

Schließlich stand ich an einem Mittwochnachmittag, an dem ich mir ausnahmsweise ein paar freie Stunden am Stück gegönnt hatte, mit zwei Kisten in einer ansonsten leergeräumten Wohnung. Ein letztes Mal sah ich mich um, bevor ich den Schlüssel beim Hauswart abgab, einen Karton auf dem Rücksitz, den anderen im Kofferraum verstaute und mit dem wenigen, was mir als Andenken an meine Mutter bleiben würde, quer durch die Stadt nach Hause in die List fuhr. In diesem Stadtteil von Hannover hatten viele Altbauten der Jahrhundertwende den Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs überlebt, unter dem die Innenstadt fast vollständig zer-

stört worden war. Meine Drei-Zimmer-Wohnung befand sich im Dachgeschoss eines jener stuckverzierten Häuser, nicht weit vom Stadtwald Eilenriede entfernt.

Zu Hause stellte ich die Kisten im Flur ab und drückte mich erst mal davor, sie auszupacken. Ich würde noch eine Menge Zeit brauchen, mir zu überlegen, was ich mit den Erinnerungstücken tun sollte. Dennoch stand ich eine ganze Weile im Flur und starrte auf die Kartons, bis mich die Türklingel davon erlöste.

Erschrocken fuhr ich zusammen und drehte mich um. Dabei erkannte ich die Silhouette eines Mannes durch die Milchglasscheiben. Kurz dachte ich daran, den Besucher zu ignorieren, aber da im Flur das Licht schien und er mich genauso sehen konnte wie ich ihn, blieb mir nichts anderes übrig, als zu öffnen.

»Hallo, Nella. Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte Christian van Laak mit einem schiefen Lächeln.

»Durchaus nicht«, log ich, darum bemüht, meine leichte Beunruhigung zu überspielen. Christian hatte mich bisher nie zu Hause besucht, und das war mir auch immer sehr recht gewesen. Obwohl wir nämlich hervorragend zusammenarbeiteten und ich meine Arbeit sehr mochte, gab es da ein kleines Problem mit meinem Chef, der in mir gern etwas mehr als seine Assistentin gesehen hätte. Er machte das durch Blicke und Andeutungen hin und wieder deutlich und ließ sich auch durch mein Desinteresse nicht generell entmutigen, sondern wartete dann eben mal wieder ein paar Wochen oder Monate bis zum nächsten Versuch. Heute war kein passender Moment dafür.

Trotzdem trat ich einen Schritt zur Seite. »Komm doch rein.«

Christians eins neunzig große Gestalt schob sich an mir vorbei. Zweifellos war er ein attraktiver Mann – wenn man auf blond stand. Ich hatte einen anderen Geschmack, obwohl der mich wenigstens einmal schon ordentlich reingeritten hatte. Meine Ehe mit einem dunkelhaarigen Musiker, der ausgesehen hatte wie Botticellis *Mann mit der Medaille*, war genauso kurz wie katastrophal gewesen. Eigentlich hätte ich also mit fliegenden Fahnen zur blonden Fraktion überlaufen müssen.

Im Augenblick musste ich mir aber wohl deswegen sowieso keine Gedanken machen. Mittlerweile hatte ich erkannt, dass Christian ganz andere Dinge beschäftigten, fast wäre er sogar über die beiden Kisten gestolpert.

»Sind das ...?«

»Ja«, fiel ich ihm ins Wort. »Ich bin selbst gerade erst gekommen. Möchtest du vielleicht einen Kaffee?« Damit lotste ich ihn in die Küche, wo sein regennasser Schirm weniger Schaden als auf dem Parkettboden anrichten konnte.

»Nein, danke. Ich muss gleich wieder los und wäre auch gar nicht hier, wenn ich dich übers Handy oder wenigstens über deinen Anrufbeantworter hätte erreichen können.«

»Ich hab beides ausgeschaltet«, sagte ich nur ein bisschen schuldbewusst.

»Offensichtlich«, seufzte Christian. »Erinnerst du dich, dass ich dir vor ein paar Wochen von der Vernissage bei Gülden erzählt habe?« Er wartete mein Nicken ab, dann sprach er weiter.

»Die Eröffnung ist heute Abend. Es kommen ein paar wirklich wichtige Leute, die ich auch gern bei unserer eigenen Ausstellungseröffnung dabei hätte. Leider hat ja bisher erst die Hälfte zugesagt.«

Wieder nickte ich. Schließlich führte ich die Liste mit den Zu- und Absagen, und obwohl wir bereits viele positive Antworten erhalten hatten, fehlten ausgerechnet die der einflussreichsten Kunstexperten und Kunstliebhaber, auf die Christian ungern verzichten wollte.

»Ich wollte dich bitten, mit mir da hinzugehen.«

Etwas gequält schnitt ich eine Grimasse. Ich mochte solche offiziellen gesellschaftlichen Aufmärsche nicht sonderlich und war immer froh, wenn ich die von uns selbst organisierten hinter mich gebracht hatte.

»Ich weiß, du würdest lieber zu Hause bleiben«, fuhr Christian fort. »Aber so kommst du vielleicht auch auf andere Gedanken.« Er warf einen vielsagenden Blick durch die Küchentür auf den Flur zu den Kartons hinüber. »Außerdem ist das ungeheuer wichtig, Nella. Ich brauch dich da heute Abend.«

Gleich zwei Köder ausgelegt, sehr schlau von dir, dachte ich. Er versuchte es auf die »Ohnedich-geht-gar-nichts«-Tour, obwohl er genauso gut wie ich wusste, dass das Unsinn war. Aber so wie ich generell solche Veranstaltungen mied, so sehr verabscheute er es, ohne Begleitung irgendwo hinzugehen. Ich musste mich entscheiden, wozu ich weniger Lust hatte: auf die Vernissage und ein paar nervige Stunden an diesem Abend oder auf Christians anhaltende miese Laune während der nächsten Tage, wenn ich zu Hause blieb.

»Okay. Wann soll ich da sein?«

»Ich wusste, du lässt mich nicht hängen! Die offizielle Eröffnung ist um acht, treffen wir uns doch um halb im Fundus, trinken was und gehen dann rüber.«

Bevor ich noch allzu viel sagen konnte, griff Christian nach seinem Schirm, verspritzte ein paar Regentropfen über meiner prall gefüllten Obstschale auf dem Tisch und verschwand im Flur.

»Ich find schon raus!«, rief er über die Schulter, dann hörte ich nur noch die Tür ins Schloss fallen und war wieder mir selbst überlassen.

Halb ärgerlich, halb amüsiert schüttelte ich den Kopf. Ein Gutes wenigstens hatte Christians Auftritt gehabt. Es kostete mich nicht mehr so viel Überwindung, mich den Sachen meiner Mutter zu widmen. Entschlossen schob ich die Kisten in das kleine Zimmer, in dem mein Schreibtisch mit einem Laptop und zwei große Bücherregale voller Kunstbände standen. An der einzigen freien Wand prangte ein Druck von Gauguin, dessen warme, bunte Südseefarben ich liebte.

Die Vernissage bei Gülden würde nichts damit gemein haben, wo ein zeitgenössischer japanischer Künstler seine Werke ausstellte. Angeblich war er *die* Neuentdeckung, aber ich konnte mir ehrlich nicht vorstellen, dass mir seine Art, verschieden dicke gelbe Linien mit blauem Hintergrund auf die Leinwand zu malen, sonderlich viel sagen würde. Allerdings gab es bei Gülden auch einen großzügigen Raum mit Renaissance-Gemälden, die mir sehr gut gefielen. Möglicherweise fand ich Gelegenheit, mich da für eine Weile zurückzuziehen.

Jetzt jedoch stand ich erst mal vor den Kartons meiner Mutter. Wie wenig von einem Leben letztendlich übrig blieb, wenn es vorbei war. Ich schluckte den erneut aufkommenden Kloß in meinem Hals herunter, trat an meinen Schreibtisch und schaltete das Notebook ein. Wenn ich in drei Stunden ein paar angemessene Bemerkungen zu den Bildern dieses Japaners machen sollte, wäre es wohl besser, mich ein bisschen über den Mann und seine Kunst zu informieren. Ich bemerkte gar nicht, wie dabei die Zeit verging, und erschrak, als mein Blick zufällig auf die Uhr am Bildschirm fiel. Ich musste noch unter die Dusche und mich anziehen und dann zur U-Bahn. Mit dem Auto in die Innenstadt zu fahren, hätte nur stundenlanges Parkplatzsuchen bedeutet.

Eine Viertelstunde später spurtete ich ins Schlafzimmer, um mich in mein dunkelgrünes Etui-Kleid zu zwängen, das ich gar nicht mehr so richtig mochte. Aber bei solchen Gelegenheiten war es üblich, sich in Schale zu werfen, und das grüne Kleid war das Einzige in der Richtung, was mein Kleiderschrank hergab. Als ich angezogen war, warf ich erneut einen Blick auf die Uhr. Ich hatte nicht so lange gebraucht wie befürchtet und würde nun doch zu früh sein, wenn ich gleich losging.

Ich wanderte zurück in mein Arbeitszimmer und starrte auf die beiden Kisten, die mich fast ein bisschen vorwurfsvoll ansahen, weil ich sie so achtlos dort abgestellt hatte. Unsicher machte ich einen Schritt auf die linke Kiste zu, dann wandte ich mich plötzlich um und befin-gerte den Deckel der anderen. Ich konnte selbst nicht sagen, warum, aber ein seltsames Ge-fühl in mir drängte mich, ihn zu heben. Ganz oben lag die Schmuckschatulle meiner Mutter. Schon als Kind hatte ich sie gern dabei beobachtet, wenn sie eine Kette, eine Brosche oder ein Armband sorgfältig auswählte und umlegte. Ich nahm die Schatulle aus dem Karton und ging

damit hinüber ins Wohnzimmer, wo ich mich aufs Sofa setzte und nacheinander die Schubladen aufzog. Da lagen viele vertraute Stücke: die goldene Kette mit dem Schmetterlingsanhänger oder der Ring mit dem Goldtopas, den meine Mutter besonders geliebt hatte. An der letzten und größten Schublade befand sich ein kleines Schloss, zu dem ich zunächst keinen Schlüssel fand. Nach einigem Suchen jedoch entdeckte ich ihn unter einer Kamee. Neugierig zog ich die Schublade auf und förderte ein schmales mit Schnitzereien verziertes Holzkästchen zu Tage, das ich nie zuvor gesehen hatte.

Ich fragte mich, weshalb ich zögerte, das Kästchen zu öffnen, aber genau wie eben beschlich mich wieder dieses undefinierbare Gefühl, wie eine Vorahnung. Ich war sonst ein ziemlich rationaler Mensch und hielt nichts von solchen Dingen, weshalb mir erst recht unwohl war. Dann jedoch gab ich meiner Neugier nach, klappte den Deckel hoch und blickte auf eine Lage weicher, bordeauxroter Seide. Ich schluckte trocken, als ich die Seide zur Seite schob. Was darunter zum Vorschein kam, ließ mir den Atem stocken. Die Kette aus apricot schimmernenden, dabei leicht unregelmäßigen Perlen war außergewöhnlich schön. Daran hing eine taubeneigroße Perle in Form eines fast perfekten Tropfens, die in ihrem Goldton genau auf den Verschluss abgestimmt war, einem kunstvoll verzierten Haken mit einer ebenso fein gearbeiteten Öse.

Diesem Schmuck haftete etwas ganz Besonderes an, das ich mehr fühlte als erklären konnte. Obwohl ich mich weder mit Schmuck im Allgemeinen noch mit Perlen im Besonderen auskannte, wusste ich eins ganz instinktiv: Die Kette war nicht bei einem x-beliebigen Juwelier gekauft worden. Auch nicht in dieser Stadt – und ganz sicher nicht in diesem Jahrhundert. Oder dem letzten.

Wie hypnotisiert starrte ich die Perlen an und fragte mich, wie sie in den Besitz meiner Mutter gelangt sein mochten. Erst ein lautes Klingeln brachte mich in die Gegenwart zurück. Ich schaffte es nur mit Mühe, das Holzkästchen auf dem Tisch abzustellen, bevor ich aufstehen und nach dem Handy greifen konnte.

»Wo bleibst du denn, um Himmels willen?«, hörte ich Christians ungeduldige Stimme.

»Wieso?«, fragte ich benommen zurück. »Es ist doch erst ...«

»Es ist viertel vor acht! Wir waren um halb verabredet, schon vergessen?«

Verwirrt schaute ich auf die Uhr, die offensichtlich nachgehen musste, aber Christian hatte ganz recht. Sie zeigte viertel vor acht. Es war doch noch gar nicht so spät gewesen, als ich mit der Schmuckschatulle meiner Mutter ins Wohnzimmer gekommen war. Wie lange hatte ich mit den Perlen vor mir da gehockt und alles um mich herum vergessen?

»Tut mir leid«, murmelte ich. »Ich mach mich sofort auf den Weg. Wenn du nicht warten willst, geh ruhig schon rein.«

»Kommt nicht in Frage, wie sieht das denn aus? Nimm dir ein Taxi, das geht schneller.« Damit beendete er das Gespräch.

Ich hastete auf den Flur, um meine Jacke überzuziehen. Als ich am Garderobenspiegel vorbeikam, fiel mein Blick auf mein Dekolleté. Ich zögerte einen Moment. Konnte ich das wirklich tun?

Kurz entschlossen ging ich zurück, meine Hand schwebte nur zwei Sekunden über dem Holzkästchen, dann griff ich nach den Perlen, die ich erst jetzt zum ersten Mal berührte. Ich spürte ein Prickeln in meinen Fingerspitzen, als hätte ich lange Zeit auf meiner Hand gelegen und als finge nun das Blut plötzlich wieder an zu zirkulieren. Erschrocken zuckte ich zurück. Einen Moment lang dachte ich irrationalerweise, die Perlen würden mich vor etwas warnen wollen, schüttelte aber gleichzeitig den Kopf über diese verrückte Idee. Ich nahm die Kette und ignorierte das neuerliche, aber nun weniger starke Kribbeln, das von den Perlen auszugehen schien. Stattdessen fand ich blind den Verschluss in meinem Nacken, streifte endgültig meine Jacke über und lief die Treppe hinunter.